

Kapitel 1

Ein Cello namens Heinrich

Heinrich kam vor rund 100 Jahren in die Familie, auf jeden Fall deutlich vor 1924, aber wie genau, das wissen wir nicht. Heinrich ist ein Cello sächsischer Bauart, aus dem späten 19. Jahrhundert, soviel steht fest. Und auf den Namen Heinrich getauft wurde es erst im 21. Jahrhundert von der jungen Cello-Schülerin in der Familie, nach ihrem Urgroßvater in der Namenslinie, den wir hier zur Vermeidung von Komplikationen Max Heinrich nennen wollen, obwohl er im wirklichen Leben nur seinen zweiten Vornamen Heinrich benutzte.

Also wollen wir, bevor wir auf Heinrich das Cello zurückkommen, zunächst einmal Max Heinrich und seine Eltern etwas näher kennenlernen. Das Leben dieser Familie wurde von einer technischen Revolution des 19. Jahrhunderts geprägt: dem Bau der Eisenbahnen.

Eine Eisenbahnerfamilie

Am 7. Dezember 1835 fuhr die Dampflokomotive Adler von Nürnberg nach Fürth und eröffnete damit offiziell das Eisenbahnzeitalter in deutschen Landen, die zu jener Zeit im Deutschen Bund noch eher lose zusammenhingen. Man folgte dem Beispiel Großbritanniens, wo schon seit 1825 Dampflokomotiven im Passagierverkehr unterwegs waren, ja man übernahm sogar die Spurweite und die erprobte Antriebstechnik von dort. Innerhalb eines halben Jahrhunderts zog der Eisenbahnbau dann am britischen Vorbild vorbei. Anfang 1885 lag das Deutsche Reich mit über 39.000 Kilometern Streckennetz vorne, Großbritannien folgte mit 31.000 auf Platz zwei. Heute haben beide Länder deutlich weniger Schienenkilometer als damals.

Zunächst gab es im Deutschen Bund ein buntes Gemisch von staatlich und privat finanzierten Initiativen, doch in Preußen und dann ab 1871 im gesamten Reich übernahm der Staat eine führende Rolle und überließ allenfalls kleine Lokalbahnen den Privatfirmen. Unter anderem hatten die Preußen natürlich auch die strategische Bedeutung der Bahn für den schnellen Truppentransport erkannt. Deshalb ist das Netz insgesamt auch etwas strategischer angelegt, im Gegensatz zu dem britischen, das aus einem Wildwuchs konkurrierender Privatprojekte entstand.

Für die Bevölkerung ergaben sich schon bald bis dahin unvorstellbare Reiseerleichterungen. War eine jugendliche Clara Wieck 1839 noch unter erheblichen Strapazen mit der Postkutsche von Leipzig nach Paris gereist, so konnte dieselbe als verheiratete Clara Schumann schon zehn Jahre später mit der Bahn in halb Europa herumreisen und zwischen Paris und St. Petersburg Konzerte geben.

Der dramatische Ausbau und effiziente Betrieb eines Eisenbahnnetzes, welches in mancher Hinsicht das heutige in den Schatten stellt, erforderte immenses Personal in Berufen, die vorher nicht existierten, also nicht nach der alten Weise der Ständegesellschaft geerbt werden konnten. Hieraus ergaben sich Aufstiegschancen für

die unteren Schichten, verbunden mit der Chance, entlang der sich ausbreitenden Schienen etwas von der Welt zu sehen.

Diese Chancen nutzten auch die Eltern unseres Cellisten Max Heinrich. Richard und Maria Louise heirateten zwischen 1877 und 1880 in Breslau. Maria Louise war acht Jahre älter als Richard, bereits zweimal verwitwet und brachte einen kleinen Sohn mit in ihre dritte Ehe. Ein Mädchen kam im April 1880 zur Welt, Max Heinrich am 11. September 1882. Eine Patchwork-Familie im Kaiserreich.

Richard war 1874 bei seiner Musterung „wegen X-Beinen und Größe“ zur Ersatzreserve zweiter Klasse verwiesen worden, was bedeutete, dass er zu Friedenszeiten keinerlei Wehrdienst leisten musste. Er „ist dadurch von allen militärischen Pflichten, auch von der ferneren Anmeldung zur Militair-Stammrolle für gewöhnliche Friedenszeiten entbunden, bleibt jedoch bis zum vollendeten 31. Lebensjahr verpflichtet“ sich im Kriegsfall wieder zur Verfügung zu stellen. Er hatte Glück, der Friede währte 40 Jahre, und den großen Krieg erlebte er nicht mehr.

Wir wissen nicht allzuviel über ihn, aber er wurde Büroassistent bei der Eisenbahn. Der dramatische Ausbau der Eisenbahnen im Kaiserreich hat in drei getrennten Linien meines Stammbaums den sozialen Aufstieg und/oder die geographische Mobilität katalysiert. Nahezu zeitgleich mit ihm wirkte ein anderer Ururgroßvater bei der Reichsbahn Elsass-Lothringen, und den dritten Eisenbahner werden wir im nächsten Kapitel kennenlernen.

Ebenso wie die beiden erwähnten Eisenbahnerkollegen, die er natürlich nie kennenlernte, stammte auch Richard aus bescheidenen Verhältnissen. Seine Vorfahren verlieren sich schon bald im Dunkel. Sein Vater war Schreiner, und bei dessen Vater gibt es schon Identifizierungsprobleme, möglicherweise war er Kutscher. Richards Schwiegervater war Schäfer.

Als Büroassistent, so stelle ich mir das vor, war Richard vermutlich der Vorläufer der Sekretärinnen des 20. Jahrhunderts. Kein besonders glorreicher Aufstieg, aber seine Arbeitsstelle war sauber und trocken, und anders als bei den zahllosen Arbeitern in der Kohle- und Stahlindustrie ruinierte die Arbeit nicht seine Gesundheit. Und er kam in die Welt hinaus.

Er zog mit seiner Familie dreimal in eine neue Stadt in einer völlig anderen Gegend um. Wenn man sich anschaut, wann diese Städte an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurden, dann passen die Daten zu seinen Umzügen – er war also offenbar eher an der Entwicklung neuer Bahnverbindungen beteiligt als an dem Betrieb der existierenden – bis er dann seine persönliche Endstation fand.

Aber der Reihe nach: Seine Tochter Gertrud wurde 1880 in Neurode in Mittelschlesien geboren, wo die Eisenbahnverbindungen nach Glatz 1879 und nach Waldenburg 1880 eröffnet wurden. Für die letztere Verbindung wurde über den Schwarzbachgrund eine Eisenbahnbrücke gebaut, die damals die höchste in Deutschland war. Neurode war nur eine kleine Stadt mit gut 6000 Einwohnern, aber Zentrum eines bedeutenden Bergbaugebiets, da lohnte sich die Investition wohl vor allem für die Güterzüge. Neurode war noch beinahe in Heimatnähe, nur 60 km von Breslau entfernt.

Zweieinhalb Jahre später, zur Geburt von Max Heinrich, war die Familie bereits in Thüringen, nämlich in Zella St. Blasii, das 1919 mit Mehliß zu Zella-Mehliß zusammengelegt wurde. Rein dialektmäßig gehört die Kleinstadt schon zum Mainfränkischen, sie liegt auch nur 110 km von Würzburg entfernt. In Zella St. Blasii entstand 1881-84 die Bahnlinie nach Erfurt und Meiningen. Von dort konnte man nach Schweinfurt, Würzburg, Stuttgart weiterreisen. Heute ist diese Strecke Teil der kürzesten Verbindung zwischen Stuttgart und Berlin.

Musikalisch gesehen mag Max Heinrichs Geburtsort einen Hauch des Genies von Johann Sebastian Bach mitbekommen haben, der im 40 km entfernten Eisenach geboren wurde und von 1695 bis 1803 in der nur 20 km entfernten Kreisstadt Ohrdruf lebte und bei seinem Bruder Johann Christoph in die Lehre ging, der dort Organist war.

Seinen ersten Geburtstag erlebte Max Heinrich definitiv noch in Zella St. Blasii, denn dort wurde der Einjährige im Oktober 1883 geimpft. Offenbar gab es zu der Zeit nur eine Impfung pro Kind, denn es wurde nicht vermerkt, gegen welche Krankheiten sie wirkte. Es muss sich um die Pockenimpfung gehandelt haben, da diese in Preußen seit 1815 und im gesamten Deutschen Reich seit 1874 gesetzliche Pflicht war.

Irgendwann zwischen 1883 und 1888 zog die Familie von Thüringen nach Sachsen-Anhalt (nach heutiger Nomenklatur), zunächst nach Stendal und dann in das nahe gelegene Tangermünde. Zwischen diesen beiden benachbarten Städten wurde zeitlich passend eine neue Eisenbahnlinie erbaut, wenn auch nur eine recht kurze Zweiglinie von etwa zehn Kilometern Länge.

Tangermünde war ursprünglich als möglicher Haltepunkt der 1871 eröffneten Berlin-Lehrter Eisenbahn in Erwägung gezogen, die dann jedoch über Stendal geführt wurde. Erst 1888 erhielt Tangermünde Anschluss nach Stendal – dieser diente vor allem dem Güterverkehr der bedeutenden Zuckerraffinerie Tangermünde, erhielt aber auch Personenzüge. Tangermünde war die Endstation im bewegten Leben unseres Bahnassistenten, es steht also zu vermuten, dass er dort eine dauerhafte Anstellung fand, die nicht an das Bauprojekt gekoppelt war.

Tangermünde erlebte seine Blütezeit als Hansestadt im 15. Jahrhundert und wurde dann von Ereignissen, wie etwa dem Bau der Berliner Bahnlinie, links liegengelassen. Seine historische Bausubstanz einschließlich der Stephanskirche, Elbtor, Stadtmauer, und dem spätgotischen Rathaus ist heute noch hervorragend erhalten – unter anderem deshalb weil die Stadtmauer gleichzeitig zur Befestigung der Hanglage dient, welche die Stadt vor Hochwassern schützt.

Im Sommer 1888 besuchte Max Heinrich die Volksschule in Stendal, ab 1.9. dann die Bürgerschule Tangermünde. Bürgerschulen im Preußen des 19. Jahrhunderts waren Realschulen oder Beinahe-Gymnasien ohne Oberstufe, die Latein als Wahlmöglichkeit anboten, aber kein Griechisch.

Auf seinen Zeugnissen steht allerdings nur „Schüler ... hiesiger siebenstufigen Knabenschule“. Sein Zeugnis zum Abschluss der III. Klasse vom 17. März 1894 vermerkt überwiegend gute Noten mit einer 1 im Zeichnen, 1-2 in Geschichte und

Mathematik, und 2 in Gesang und zahlreichen weiteren Fächern. Ein Jahr später, am 6. April 1895, sind außer dem Gesang viele Noten auf 2-3 abgerutscht, auch der neu auftauchende Französischunterricht hat 2-3, Mathematik sogar 3-4, wobei 4 bereits die schlechteste verfügbare Note war, also „ungenügend“. Aber versetzt wurde Max Heinrich trotzdem.

Die Zeugnisse bieten uns auch Unterschriftsproben des Vaters. Auf dem besseren von 1894 hat er sich auch mehr Mühe gegeben und signiert: „Richard Gross / Eisenb. Bur. Ass.“. (Ich vermute, dass er statt dem heutigen Büro die französische Schreibweise „bureau“ benutzte, da lohnt sich das Abkürzen.) Ein Jahr später quittierte er die abrutschenden Noten nur noch mit „Gross“. In beiden Fällen ist jedoch der Name von einem Oval eingefasst, an dessen tiefstem Punkt ein Schnörkel erscheint, dessen tiefere Bedeutung mir bisher verborgen geblieben ist.

Am 29. März 1896 wurde Max Heinrich auch konfirmiert, und zwar in der Stephanskirche von Tangermünde. Nicht etwa von einem beliebigen Pfarrer sondern von dem Superintendenten und Ober-Pfarrer namens Fenger. Im Pfarr-Almanach der Provinz Sachsen von 1903 findet sich Franz Heinrich Leopold Fenger mit dem Vermerk: „Rother Adler-Orden IV. Classe“.

Dieselbe Quelle bietet uns auch ein Überblick über das Schulwesen in Tangermünde: „städtische Knaben-Schule [mit] 19 Klassen mit 19 Lehrern, städtische Mädchen-Schule [mit] 19 Klassen mit 17 Lehrer und zwei Lehrerinnen, höhere Privat-Schule [mit] 10 Klassen mit sechs Lehrern und zwei Lehrerinnen, eine Kleinkinderschule mit einer Lehrerin, 11.544 Seelen, darunter 1.152 Katholiken, 41 Juden und 24 der apostolischen Gemeinde, vier Menoniten, drei Dissidenten“.

Mit Anfang April 1896 endet Max Heinrichs Schulausbildung an der Knabenschule. Laut polizeilichen Führungszeugnissen war er bis 1897 in Tangermünde und dann von 27.12.1897 bis 24.10.1899 in Stendal gemeldet, aber wir wissen nicht, was er in dieser Zeit gemacht hat. Vielleicht hat er eine Lehre angefangen und nicht zuende geführt? Aus seinem Nachlass existiert noch ein Nähtischchen mit Intarsien, das er angefertigt haben soll, also wäre es denkbar, dass er eine Schreinerlehre versuchte – schließlich war auch sein Großvater väterlicherseits Schreiner gewesen. Andererseits wurde mir auch von einem anderen baugleichen Nähtischchen berichtet, das nach 1918 als Bausatz gekauft wurde, also kann es sein dass die überlieferte Anfertigung des Möbelstücks nur ein Zusammenbau war.

In diesen fünf Jahren, im Alter zwischen 13 und 18, muss er auch das Musizieren gelernt oder perfektioniert haben, schließlich diente er dann der Armee als Musiker. In Stendal gibt es heute immerhin eine städtische Musikschule, von einem Konservatorium hingegen keine Spur. Das nächstgelegene wäre vermutlich in Berlin gewesen. Ob er zu dieser Zeit schon Cello spielte, wissen wir nicht.

Eine Liebe in Straßburg

Anfang 1901 meldete sich der 18jährige Max Heinrich als Freiwilliger für zwei Jahre bei der Infanterie. Es gab eine allgemeine Wehrpflicht, doch rund die Hälfte des männlichen Jahrgangs wurde nicht zum Dienst herangezogen. Gegenüber dem

Pflichtdienst bot der Eintritt als Freiwilliger den Vorteil, dass man sich die Waffengattung aussuchen konnte.

Unklar ist, ob Max Heinrich von Anfang an als Musiker zur Infanterie kam. Sein Militärpass vermerkt Beförderungen zum Gefreiten, Unteroffizier (beide 1903), Sergeanten (1906) und Hoboisten (1908). Musiker bei der Infanterie waren damals grundsätzlich Hoboisten, vom Hilfshoboisten bis zum Stabshoboisten, egal welches Instrument sie spielten. Erhalten ist uns ein Tuba-Mundstück, also nehmen wir einmal an, dass er ab 1908 die Tuba spielte und sich bis dahin als gewöhnlicher Infanterist durchwuseln musste. Deshalb werden wir auf die Hoboisten-Rolle später zurückkommen.

Am 25. April 1901 trat Max Heinrich den Dienst beim preußischen Infanterie-Regiment Nr. 138 (IR138) an, das ein Jahr später zwecks der Unterscheidbarkeit und Identitätsbildung per kaiserlichem Erlass in das 3. Unter-Elsässische Infanterie-Regiment Nr. 138 umbenannt wurde.

Da Regiment war in Straßburg stationiert, in der nach damaligen Maßstäben hochmodernen und heute noch vorzeigbaren Manteuffel-Kaserne, die heute der französischen Armee als Militärschule dient. Die in Ziegel und Sandstein zweifarbig gestaltete Anlage war die größte Kaserne in Straßburg und die einzige, die nach modernen Hygienerichtlinien ausgestattet war. Sie war nach dem Krieg von 1870/71 und der Übernahme des Reichslands Elsaß-Lothringen im Frankfurter Frieden von 1871 im Rahmen der umfassenden Stadtentwicklung entstanden, die schon beeindruckend gewesen sein muss.

In einem großangelegten Plan, der sich an der Haussmannschen Neugestaltung von Paris in den 1850er und 60er Jahren orientierte und ab 1880 umgesetzt wurde, entstanden nordöstlich der historischen Altstadt große Boulevards, ein neuer Hauptbahnhof, Universitätsgebäude, Verwaltungsgebäude, Wohnblocks, Theater und Geschäfte. Eine komplette neue, moderne Stadt, welche die Leistungsfähigkeit des Kaiserreichs zeigen sollte, obwohl die Regierung des Reichs die Rechnung für die Bauarbeiten der Stadt Straßburg selbst aufbürdete.

Als Max Heinrich im Frühjahr 1901 in Straßburg ankam, war die Neustadt größtenteils fertiggestellt, obwohl einzelne Teilbereiche selbst bis 1914 unvollendet blieben. Für den jungen Rekruten aus dem Provinznest Tangermünde war es auf jeden Fall eine moderne Großstadt, die ihn beeindruckt haben muss. Man kann sich vorstellen, dass er sich in seiner Freizeit nicht gelangweilt hat – Kultur und Unterhaltung war kein Mangel. Und er fand seine zukünftige Frau.

Maria Pfersching kam aus dem Badischen über den Rhein nach Straßburg, um dort an einem Krankenhaus eine Sekretärinnenausbildung zu absolvieren. Sie stammte aus der Weinbau-Tradition. Ihr Vater Heinrich Pfersching (1850-1905) war Küfer und ihre früh verstorbene Mutter Barbara Klundt (1847-1886) kam aus einer Winzerfamilie im pfälzischen Godramstein. Unter diesem Familiennamen wird in der Pfalz heute noch Wein hergestellt. Beide Zweige der Familie, obwohl im 19. Jahrhundert offenbar bodenständig, haben interessante Migrationshintergründe, wenn man etwas tiefer gräbt. Unter Barbara Klundts Vorfahren gibt es Zuwanderung von Hugenotten und Auswanderer ans Schwarze Meer.

Die Auswanderer waren Marias Urgroßeltern, Johanna Klundt (1759-1833) und Eva Katharina Hust (1762-1837), die ihren ältesten, bereits erwachsenen Sohn, Barbara Klundts Großvater Johann Jacob (1782-1853), in der Pfalz zurückließen und im Jahre 1809 mit den jüngeren Kindern nach Rohrbach in der heutigen Ukraine umsiedelten. Als Transportmittel dienten Einweg-Schiffe, die sogenannten Ulmer Schachteln, auf denen die Auswanderer von Ulm die Donau hinunter schipperten bis zum Schwarzen Meer. Die Reise dauerte insgesamt 80 Tage. Bemerkenswerte Fruchtbarkeit der Familien über die nächsten zwei Generationen zeigt, dass es den Auswanderern dort über ein halbes Jahrhundert gut ging. Erst ab 1871 wendete sich die politische Großwetterlage. Viele Enkel der Auswanderer zogen weiter nach Nordamerika und brachten den pfälzischen Weinbau und den Namen Klundt bis in den Bundesstaat Washington an der Pazifikküste.

Auch auf Marias väterlicher Seite gab es Bewegung. Die Dörfer im Kraichgau, aus denen Heinrich Pferschings Vorfahren stammen, waren im Dreißigjährigen Krieg komplett verwüstet und dann mit Zuwanderern aus der Schweiz neu besiedelt worden. Marias Vorfahren waren somit zu signifikanten Anteilen Hugenotten bzw. Schweizer, allerdings erscheint es eher unwahrscheinlich, dass sie dies wusste. Sie identifizierte sich als badisch – nach dem Weltbild dieser Region gibt es, wie ich bei meinem kurzen Studium an der TU Karlsruhe lernte, nur zwei Sorten von Menschen, Badische und Unsymbadische.

Wir wissen nicht wie und warum die badische Maria und der Thüringer Max Heinrich zueinander fanden, aber ich habe die Vermutung, dass die Musik eine Rolle gespielt haben könnte, und sei es nur in Form von Tanzveranstaltungen. Zwar können wir eine musikalische Betätigung für Maria selbst nicht belegen, doch unter den Nachfahren ihrer Halbschwester Anna finden sich mehrere professionelle MusikerInnen, und ihre Halbbrüder musizierten auch bei Volksfesten.

Am 18. April 1904 fand eine hochoffizielle Verlobung statt, zu der in Tangermünde ein Familienphoto mit Max Heinrichs Eltern, seiner Schwester und seinem Halbbruder gemacht wurde. Die jungen Männer in dem Familienporträt stehen in ihren Uniformen da wie Wachtposten und schauen forsch in die Zukunft. Maria schafft das auch ohne Uniform. Die Eltern sitzen in der Mitte und schauen eher griesgrämig drein. Die Schwester sitzt ebenfalls und hält ein Photoalbum auf dem Schoß mit einem Photo von einem Kind, von dem wir nichts wissen – vermutlich aber eine Requisite des Ateliers. Möglicherweise zu demselben Anlass wurde auch in Straßburg ein Porträtphoto von Max Heinrich und Maria im Studio von F. Mehlbreuer erstellt. Ebenso wie auf dem Familienphoto trägt Max Heinrich eine Brille mit runden, randlosen Gläsern, der Haaransatz ist bereits von der Stirn bis zum Zenith des Schädels gewandert. Das Datum der Verlobung wurde auch in Ringe graviert, die noch erhalten sind. Die Hochzeit musste dann aber noch ein paar Jahre – oder vielleicht ein paar Beförderungsstufen? – warten.

Marschmusik in Dieuze

Am ersten April 1906 waren die schönen Zeiten in Straßburg vorbei. Das Regiment wurde strafversetzt (obwohl ich nicht herausfinden konnte, wofür es bestraft wurde)

und kam in die lothringische Kleinstadt Dieuze, die in diesem Jahr genau 5893 Einwohner hatte, einschließlich der etwa 1000 Soldaten. Dieuze lag im französischsprachigen Gebiet und wurde erst am 2. September 1915 in „Duß“ umgetauft. Der neue Name blieb nicht lange erhalten, denn mit dem Versailler Vertrag kam es wieder zu Frankreich. Die Kasernen, die erst nach 1871 unter deutscher Herrschaft errichtet worden waren, blieben allerdings erhalten und dienen bis heute diversen Truppenteilen der französischen Armee.

Im Platztausch mit Max Heinrichs Regiment durfte das 4. Lothringische Infanterie-Regiment Nr. 136 von Dieuze nach Straßburg umziehen. Damit war die landschaftliche Identifizierung der Regimenter natürlich verloren gegangen – die Elsässer waren nun in Lothringen und die Lothringer im Elsass.

Am 4. September 1908 erfolgte Max Heinrichs Beförderung zum Hoboisten. Wobei das offenbar vom Rang her seinem vorherigen Dienstgrad (Sergeant) entsprach, also könnte man vermuten, dass der Wechsel ein Umstieg und kein Aufstieg war. Zu diesem Zeitpunkt können wir also sicher sein, dass seine Aufgabe im Musizieren bestand. Wir wissen nicht mit Sicherheit, welches Instrument er spielte, aber es ist eine Tuba-Mundstück erhalten geblieben, also sagen wir bis zum Beweis des Gegenteils einfach mal Tuba. Ein Cello war in der Regimentskapelle definitiv nicht vorgesehen, da bei der Infanterie vor allem geblasen und getrommelt wird.

Jedes Regiment im kaiserlichen Heer hatte seine eigene Blaskapelle, die einen identitätsstiftenden, spezifischen Regimentsmarsch zum feierlichen Marschieren spielte. Außerdem wurde natürlich auch zu allen anderen Anlässen gespielt, die Musik erforderten, von Festen bis zu Beerdigungen. Der Umfang der Regimentskapellen nahm im Laufe der Geschichte zu. Unter Friedrich Wilhelm III stieg sie auf 26 Mann, im Zweiten Weltkrieg auf 37. Um 1908 wird die Kapelle des Regiments also zwischen diesen beiden Grenzwerten gelegen haben.

Auf die Ernennung zum Hoboisten folgte dann auch die Hochzeit. Die kirchliche Trauung fand in Tangermünde in der Stephanskirche statt, wo Max Heinrich bereits konfirmiert worden war. Sie wurde als Doppelhochzeit gefeiert, da seine Schwester gleichzeitig heiratete.

Erhalten ist uns eine hektographierte schelmische Hochzeitszeitung, laut Einführung ein

“Helldurchdachtes, selbstgemachtes, lachendwitzig, wenn auch spitzig, höchst kuriozes, ganz famoses, übermütiges Hochzeitsblatt.“

mit Versen wie:

Wer dieses Blatt bekommt zur Hand
Sei Freund er oder anverwandt,
Der denke dran, bevor er zischt,
's ist Unsinn zwar, doch kist't es nischt.

und mit neu erdachten Liedtexten zu bekannten Melodien, also stellen wir uns vor, dass bei den Feierlichkeiten ausgelassen gesungen wurde. Die Liedtexte sind

allerdings leider nur aus allgemeinen Klischees zum Thema Hochzeit und Geschlechterrollen zusammengeschustert. Spezifische Verweise auf die Persönlichkeiten der Beteiligten suche ich vergebens.

Auf die Gästeliste gibt es auch keinen Hinweis. Marias Vater war bereits im Mai 1905 gestorben, ihr blieben an Verwandtschaft im Badischen nur ihre Stiefmutter und drei Halbgeschwister, darunter die erst fünf Jahre alte Anna. Ob Max Heinrichs Schwager mehr Verwandtschaft zu bieten hatte, ist uns nicht bekannt – vielleicht wurden die beiden Hochzeiten einfach zusammengelegt um kritische Masse zu erreichen. Eine Enkelin von Max Heinrichs Neffen hat übrigens vor kurzem in derselben Kirche in Tangermünde geheiratet, mehr als 100 Jahre nach der berühmten Doppelhochzeit.

Der von der Hochzeitszeitung ganz unsubtil eingeforderte Nachwuchs ließ zumindest auf unserer Seite nicht lange auf sich warten. Neun Monate und sechs Tage später kam mein Großvater in Dieuze zur Welt, der nach seinem Großvater Richard genannt wurde. Wenn die Familientradition sich fortgesetzt hätte, dann wäre ich jetzt auch ein Richard und mein Sohn ein Heinrich. Die beiden Richards überlappten sich aber nur wenige Jahre, denn Richard Senior starb am 9. Juli 1913 in Tangermünde. Seine Witwe wohnte zeitweise bei Max Heinrich in Dieuze, wie in einem nach 1913 angelegten Soldbuch vermerkt ist, und zeitweise auch bei ihrer Tochter in Magdeburg.

Richards Taufpaten waren Max Heinrichs Halbbruder sowie eine Frau namens Henriette Seidensticker. Wir wissen leider nicht wer sie war – vermutlich gehört sie nicht zur Verwandtschaft sondern eher zum sozialen Umfeld des Elternpaars.

Im Dezember 1913 wurde Max Heinrich zum Vizefeldwebel befördert. In diesem Fall nehmen wir an, dass es sich um eine reine Anhebung der Soldstufe handelte, denn als er am 12. Januar die Dienstauszeichnung zweiter Klasse für „12jährige, treu geleistete Dienste im stehenden Heere“ erhielt, wird er auf der Urkunde weiterhin als Hoboist geführt, in späteren Dokumenten auch als Hoboist/Vizefeldw. Das ist ein beruhigender Gedanke, denn im bevorstehenden Krieg dürfte er hinter einer Tuba wohl einen sichereren Platz haben als in einer Infanterie-Kompanie.

Ein Wanderer zwischen beiden Welten

Was Max Heinrich im Krieg erlebt hat ist nicht überliefert. Sein Regiment, das in Dieuze ja sowieso schon ganz nahe an der damaligen französischen Grenze stationiert war, kam 1914 in Frankreich zum Einsatz, mit Schlachten bei Lagarde und Nancy-Epinal. Nach Erstarren der Front im Stellungskrieg wurde das Regiment an die Ostfront verlegt, wo es zeitweise schwere Verluste erlitt. Nach der Winterschlacht in Masuren musste das dritte Bataillon, also ein Drittel des Regiments, am 20. Februar aufgelöst werden. Es konnte erst mehrere Wochen später wieder neu aufgestellt werden, zunächst nur als Halb-Bataillon. Im letzten Kriegsjahr kam das Regiment wieder nach Nordfrankreich – auch dort gab es dramatische Verluste, wiederum mussten ganze Kompanien aufgelöst und neu zusammengestellt werden.

Verlustlisten für IR138 kann man online konsultieren. Max Heinrichs 1. Kompanie hatte 206 Tote zu beklagen (Offiziere nicht einmal mitgezählt, für die gibt es eine

getrennte Liste). Das entspricht größenordnungsmäßig der Sollstärke einer Kompanie, also wurde die Besetzung im Mittel einmal umgebracht und ersetzt. Das muss man erst mal in den Kopf kriegen.

Max Heinrich hatte in der Regimentskapelle mit hilfsweisem Sanitäts- und Meldedienst vermutlich bessere Überlebenschancen als die Kollegen in den Schützengräben – zumindest konnte ich in den Verlustlisten des Regiments keinen einzigen Hoboisten finden. Zusätzlich hatte er Glück, dass er schon bald nach Kriegsbeginn krank wurde und lange blieb.

Am 13. September 1914, nach gut sechs Wochen im Krieg erkrankte er an einem Magen- und Darm-Katarrh und wurde bis zum 3. April 1916 im Feldlazarett Fling behandelt. So steht es zumindest in seinem Soldbuch, allerdings kann ich keinen Ort namens Fling finden.

Er kam am 4. April 1916 zu seinem Regiment zurück, das zu diesem Zeitpunkt bereits seit über einem Jahr an der Ostfront im Einsatz gewesen war. Von Mitte bis Ende März war das Regiment am Naratsch-See an der erfolgreichen Abwehr einer russischen Offensive beteiligt gewesen.

Zwei Monate war Max Heinrich an der Ostfront – während dieser Zeit verstarb in Magdeburg seine Mutter am 20. April, dem Tag vor ihrem 72. Geburtstag. Knapp zwei Wochen später, am 3. Mai, erkrankte Max Heinrich an einem Bronchial-Katarrh und kam für zwei Monate in Lazarett-Behandlung. Am 7. Juli 1916 kam er für acht Wochen zu einer Genesenden-Kompanie seines Regiments – ich vermute mal, dass dort vor allem die zahllosen Verwundeten soweit als möglich wieder einsatzfähig gemacht wurden. Am 30. August 1916 kam er zur vierten, später zurück zur ersten Kompanie seines Regiments, von hier an dürften sich sein Weg mit dem des Regiments decken.

Während seines Lazarett-Aufenthalts ereignete sich in seinem Regiment eine literaturhistorisch bedeutende Episode. Der junge Germanist und Schriftsteller Walter Flex, geboren 1887 in Eisenach (dem Geburtsort von Johann Sebastian Bach, 40 km von Max Heinrichs Geburtsort Zella St. Blasii), hatte in der Offiziersausbildung den Theologiestudenten Ernst Wurche kennengelernt. Beide kamen Ende Mai 1915 zum IR138, wo sie als Leutnants je einen Zug der neunten Kompanie führten. Diese war Teil des 3. Bataillons, das nach schweren Verlusten in der Winterschlacht komplett neu aufgestellt worden war.

Flex und Wurche erlebten eine intensive Freundschaft, die schon bald ein jähes Ende fand, als Wurche am 23. August starb. Flex verewigte die Erinnerung an den Freund in der stark romantisierenden Novelle „Der Wanderer zwischen beiden Welten“. Die beiden Welten des Titels sind Leben und Tod. Wurche wird als unbesorgter Wandervogel dargestellt, der den an der Front allgegenwärtigen tödlichen Risiken mutig entgegentritt.

Die Erzählung wurde bereits 1916 veröffentlicht und machte Flex schnell berühmt. Darin enthaltene Gedichte wie „Wildgänse rauschen durch die Nacht“ wurden vertont und trugen zur weiteren Verbreitung seines Ruhms bei. Sein Werk gilt heute als Vorreiter für Weltkriegswerke wie die von Ernst Jünger und Erich Maria Remarque.

Er wurde 1917 nach Berlin berufen, um an einer literarischen Darstellung des Weltkriegs mitzuwirken, ging aber nach Fertigstellung seines Textbeitrags auf eigenen Wunsch zurück zum IR138 an die Ostfront.

Am 10. Oktober schiffte sich das Regiment im Rahmen des Unternehmens Albion auf verschiedenen Kriegsschiffen und Dampfern ein, um an der Eroberung der Ostsee-Inseln Ösel und Moon mitzuwirken. Walter Flex wurde am 15. Oktober auf der Insel Ösel angeschossen und erlag am Tag darauf seinen Verletzungen.

Max Heinrich war zu diesem Zeitpunkt auch an der Front, also wird er mit seiner Tuba für Walter Flex den letzten Marsch geblasen haben. Ein Exemplar des Wanderers zwischen beiden Welten aus seinem Nachlass ist bis in das 21. Jahrhundert hinein erhalten geblieben, ist inzwischen aber leider verschollen.

Die Russische Revolution begann am 25. Oktober. Die Bolschewiken hatten der kriegsmüden russischen Bevölkerung Frieden versprochen, und so trat am 15. Dezember der Waffenstillstand in Kraft, der im Folgejahr zum Frieden von Brest-Litowsk führte.

Für Max Heinrichs Regiment bedeutete dies eine Rückkehr nach Frankreich und ein neuerliches Rendezvous mit dem Tod. Im Januar 1918 bezog das Regiment bei Pérenchies westlich von Armentières (in der Nähe von Lille) an der Front Stellung. Während der Schlacht bei Armentières überschritt es die Leie und nahm an den Kämpfen bei Douliou und Merris teil. Bis zum 17. April 1918 beliefen sich die Verluste auf 194 Tote, plus zahlreiche Verwundete und Vermisste. Von Ende April bis Ende Juni 1918 lag das Regiment in Stellungskämpfen bei Lens, um dann an der Schlacht bei Soissons teilzunehmen. Im August war das Regiment nach schweren Verlusten nicht mehr einsatzbereit und musste neu zusammengestellt werden. Bei Abwehrkämpfen in der Champagne erlitt es erneut schwere Verluste. Alles in allem hört es sich so an, als ob Max Heinrich im Jahr 1918 viel Trauermusik zu spielen hatte, aber er hielt durch und es gab keine weiteren Krankheiten oder Verwundungen.

Am 11. November kam der Waffenstillstand und die verbliebenen Reste des Regiments marschierten von Nordfrankreich durch die Eifel nach Schupbach (Hessen). Da die Heimatkaserne in Dieuze nicht zugänglich war, marschierten die Soldaten weiter nach Coswig an der Elbe, wo die Auflösung des Regiments abgewickelt wurde. Am 21. Mai 1919 wurde Max Heinrich zu einer Auflösungskompanie versetzt, und zum Ende Oktober aus dem Heeresdienst entlassen.

Da der Versailler Vertrag Deutschland nur eine Restarmee von 100,000 Mann erlaubte und das Unterelsässische Regiment sich auch auflöste, gab es da wohl keine Frage, dass Max Heinrichs militärisch-musikalische Laufbahn beendet war. Stattdessen winkte ihm ein neues Leben als Verwaltungsbeamter – und Kammermusiker.

Ein Streichquartett in Elberfeld

Am 16. Juni 1919, noch bevor er offiziell aus dem Heer entlassen war, wurde Max Heinrich von der Stadt Elberfeld als Diätar (das war im preußischen Staatsdienst quasi

ein Beamter auf Zeit) mit Beamteneigenschaften zum sechsmonatigen Probedienst eingestellt, für eine Vergütung von 200 Mark pro Monat. Am selben Tag erfolgte auch die polizeiliche Anmeldung an seinem neuen Wohnort.

Elberfeld war bereits seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert eine Großstadt mit Industrie darunter zahlreiche Textilfabriken, aber auch Maschinenbau und Chemie wie etwa die Firma des Herrn Friedrich Bayer, die dort das Aspirin entwickelte und herstellte, bis sie 1912 ihren Firmensitz nach Leverkusen verlegte. Ende 1919 hatte Elberfeld knapp 160.000 Einwohner und kannte auch die sozialen Probleme, welche die rasche Industrialisierung mit sich gebracht hatte. Postkarten aus dem frühen 20. Jahrhundert zeigen hingegen eine heile Welt mit der futuristischen Schwebebahn und adretter Gründerzeit-Architektur. Ab dem 1. August 1929 wurde es dann, ebenso wie die vergleichbare Nachbarstadt Barmen, ein Teil einer neuen Großstadt, die seit Januar 1930 unter dem Namen Wuppertal bekannt ist.

Jetzt ist es aber höchste Zeit für eine Familienzusammenführung. Maria und Richard hatten während des Kriegs weiterhin in Dieuze gewohnt, in einem Häuschen mit Garten, das 1963 noch stand, als Richard ihm einen Besuch abstattete. Er war dort in die Vorschule und in die Sexta der Oberrealschule gegangen. Bei Kriegsende war er dann neun Jahre alt.

Nach Kriegsende wurden Maria und Richard aus Lothringen ausgewiesen und reisten mit maximal 30 kg Handgepäck nach Bruchsal, wo Marias Stiefmutter und Halbgeschwister wohnten. Richard besuchte ein halbes Jahr lang die Sexta der dortigen Oberrealschule. Im Herbst 1919 zogen Maria und Richard dann zu Max Heinrich nach Elberfeld und er verbrachte den Rest seiner Schullaufbahn dort.

Die Familie fand zunächst in einer Wohnung in der Schleswiger Straße 45 Unterkunft, in einem Wohngebiet namens Ostersbaum, im Nordosten von Elberfeld. Die Adresse existiert heute noch und liegt etwa einen Kilometer nördlich des heutigen Wuppertaler Hauptbahnhofs, der zu jener Zeit noch Elberfeld Hauptbahnhof hieß. Gleich neben dem Hauptbahnhof war auch der Bahnhof Döppersberg der legendären Schwebebahn, die bereits seit 1901 Elberfeld mit der Nachbarstadt Barmen verband.

Vom Bahnhof zur Schleswiger Straße führt der Weg heute entlang der Poststraße durch die Fußgängerzone von Elberfeld, zum Neumarkt mit dem skandalumwitterten Neptunbrunnen und dem so genannten Neuen Rathaus, das Kaiser Wilhelm II. im Oktober 1900 gleichzeitig mit der Schwebebahn eingeweiht hatte. Der neugotische Bau mit dem nicht zu übersehenden 79 Meter hohen Turm ersetzte ein Gebäude in der Mitte des historischen Stadtkerns, in dem heute das Von-der-Heydt-Museum untergebracht ist.

Im Neuen Rathaus muss Max Heinrich ab Juni 1919 seinen Arbeitstag verbracht haben, also folgen wir jetzt seinem täglichen Heimweg von der Arbeit, den er vermutlich zu Fuß und in zehn Minuten zurückgelegt hat. Vom Neumarkt aus müssen wir eine große Straße namens Gathe überqueren. Auf der anderen Seite führen die Paradestraße und an diese anschließend die Flensburger Straße uns entlang der Flanke des Engelnbergs (197 Meter hoch) weiter nach Norden und es geht auch deutlich bergauf.

Bevor die Flensburger Straße einen letzten ganz und gar nicht nach Flensburg aussehenden Hang erklimmt, biegen wir links in die weniger anstrengende Holsteiner Straße ab. Die Flensburger Treppe, welche beide Straßen verbindet, gibt einen Eindruck von dem Höhenunterschied. Müde TreppensteigerInnen können sich an einem Wandbild mit diversen MusikerInnen erfreuen, darunter auch ein Cellist.

Die Holsteiner Straße geht mit unerbittlicher norddeutscher Logik in die Schleswiger Straße über, und die Nummer 45 ein vierstöckiges Wohnhaus auf der linken Seite. Jede Wohnung hat einen Balkon dessen Ornamentierung aus Max Heinrichs Zeit stammen könnte, doch andere Teile der Fassade sehen eher so aus, als ob das Gebäude in den 1950er Jahren wieder aufgebaut werden musste. Einzelne besser erhaltene Häuser in diesem Viertel tragen über der Tür Daten aus der Gründerzeit: 1900 und 1910 habe ich in der näheren Umgebung gesehen.

Im Dezember 1919 legte Max Heinrich eine Assistenten-Prüfung ab und wurde dann Büroassistent. Nach der drei Seiten umfassenden und offenbar eigens getippten Anstellungsurkunde belief sich das Anfangsgehalt in der Gruppe II auf „4000 Mark, steigend von 2 zu 2 Jahren, 2 mal um 400 Mark, 6 mal um 250 Mark und 2 mal um 100 Mark in 20 Jahren auf 6500 Mark.“

Man hat ihm offenbar seine Zeit beim Militär als zehn Dienstjahre angerechnet: „In diese Gehaltsklasse ist Herr Büroassistent Gross von der Stadtverordnetenversammlung dergestalt eingereiht, daß er

- a. vom 16. Dezember 1919 ab das Gehalt von 5550.- M bezieht,
- b. vom 1. Oktober 1921 ab auf die Stufe 5800 M kommt und die dann folgenden Dienstalterszulagen nach den Bestimmungen der Besoldungsverordnung bis zur Erreichung des Höchstgehalts erhält.“ Er war also erst einmal versorgt.

Unterdessen kamen die historischen Turbulenzen der Weimarer Republik in Gang und machten sich auch in Elberfeld bemerkbar. Der Kapp-Putsch vom 13. bis 17. März 1920 drohte, sich zu einem Bürgerkrieg zu entwickeln. Offiziere und Mitglieder der zahlreichen aus den aufgelösten Militäreinheiten hervorgegangenen Freikorps unter General Walther von Lüttwitz wollten die Regierung aus SPD, Zentrum und DDP (Deutsche Demokratische Partei) unter Gustav Bauer durch eine Militärregierung mit Beteiligung der Nationalen Vereinigung unter Wolfgang Kapp ersetzen.

Der Widerstand gegen den Putschversuch ging von Elberfeld aus, wo sich Vertreter von KPD, USPD und SPD trafen, gemeinsam zum Widerstand gegen die Putschisten durch Streik und Erringung der politischen Macht aufriefen und so den Ruhraufstand in Gang setzten. Der Aufstand führte auch an der Wupper zu schweren Kämpfen zwischen Freikorps und Polizei auf der einen sowie bewaffneten Arbeitern der Roten Ruhrarmee auf der anderen Seite.

Max Heinrich dürfte mit beiden Seiten dieser Auseinandersetzung nicht viel am Hut gehabt haben. Er war sicherlich nicht in der Freikorps-Bewegung aktiv, andererseits hatte er mit den Arbeitern der Streikbewegung auch nichts zu tun. Er war vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten Mitglied der DDP, aber wir wissen nicht, wann er ihr beitrug.

Da dachte ich so ganz naiv, dass ihn der Kapp-Putsch nicht betraf. Und dann fand ich in einer Liste von Denkmälern in Elberfeld den „Blitz von unten“ an der spitzen Ecke zwischen Flensburger Straße und Paradestraße. Dort steht auf einem Schild, das ich auf der Suche nach seiner Wohnung glatt übersehen hatte: „Am 17. März, zwei Tage nach der militärischen Besetzung der Stadt, kam es in der Stadt, vor allem auf dem Engenberg [also genau in seiner Nachbarschaft], zu heftigen Kämpfen zwischen Arbeitern und Soldaten. Es starben 60 Zivilisten – meist schlecht bewaffnete Arbeiter und unbeteiligte Bewohner. Am Spätnachmittag des Tages zogen sich die Soldaten in aller Eile aus dem Viertel zurück und flohen am Abend nach Remscheid.“

Vom Kapp-Putsch über die Hyperinflation von 1923 bis hin zur Weltwirtschaftskrise waren die 20er Jahre eine turbulente Zeit, doch privat scheint sich für Max Heinrichs Familie in der Schleswiger Straße nicht viel geändert zu haben. Eine Zeitlang zog Marias Schwester Anna mit ein. Sie hatte bereits 1917 die reguläre Volksschule abgeschlossen. Maria wollte ihr nun eine weiterführende Schulbildung ermöglichen. Es stand eine hauswirtschaftliche und eine kaufmännische Schule zur Debatte. „Anna hatte ein Mädchen kennengelernt, das in die hauswirtschaftliche Schule, die Bergisch-Märkische Frauenberufsschule, ging und hat sich der einfach angeschlossen. Gelernt hat sie dort aber nichts,“ berichtet ihre Tochter. Sie musste die Ausbildung dann vorzeitig abbrechen, da ihre Mutter erkrankte und sie nach Bruchsal zurückkehren musste, um sie zu pflegen. Dort hat Anna im Oktober 1924 geheiratet, also muss ihr Besuch in Wuppertal eher 1920-23 stattgefunden haben. Vielleicht haben die Schwestern den Plan ausgeheckt, als Maria nach der Ausweisung aus Lothringen eine Zeitlang in Bruchsal blieb.

Die Datierung dieses Besuchs ist deshalb von besonderer Bedeutung für unsere Geschichte, weil Anna sich später an Max-Heinrichs Cellospiel erinnerte und ihn dafür lobte. Er habe „nur gute Musik gespielt, nicht so ein Zeugs,“ erzählte sie ihren Töchtern. später. Was immer das Zeugs gewesen sein mag, das er nicht spielte – das Lob aus den frühen Elberfelder Jahren legt doch nahe, dass er bereits lange vor der Wuppertaler Zeit Cellokenntnisse – und das Cello? – erworben hatte.

Nach einer Prüfung wurde er Ende 1924 zum Stadtinspektor bei der Steuerbehörde befördert und damit in den Beamtendienst auf Lebenszeit übernommen. In dieser Position kann man die Turbulenzen der Zeit schon mit einer gewissen Gelassenheit beobachten und sich nach einem neuen Hobby umsehen.

Sagen wir mal spätestens hier, vielleicht auch schon ab 1920, nachdem die Marschmusik verstummt war, trat das Streichquartett in Aktion. Sohn Richard baute sich als Schüler eine Lochkamera und entwickelte in der eigenen Dunkelkammer Glasplatten-Negative und Abzüge. Zwei seiner Photos aus dem Jahr 1927 zeigen ein Streichquartett in einer Wohnung, mit Max Heinrich am Cello. An der Bratsche ein weißhaariger Herr der älter aussieht als er und einen ebenfalls weißen, sehr ausladenden Schnurrbart hat. Die beiden Geiger sind dunkelhaarig und könnten etwas jünger sein als Max Heinrich, vielleicht in den dreißigern. Wir wissen bis heute nicht, wer die anderen Mitglieder des Quartetts waren. Allerdings werde ich zu einem späteren Zeitpunkt noch Gelegenheit haben, Max Heinrichs Freundeskreis in den letzten Kriegsjahren zu analysieren, der möglicherweise auch Überlebende des Quartetts enthielt.

Auf einem der Photos kann man deutlich den Namen des Komponisten lesen, der gespielt wird. Ganz oben auf der schmucklosen weißen Umschlagseite der Noten steht in riesigen Lettern: B R A H M S. Die weitere Detektivarbeit wird dadurch erleichtert, dass dieser offenbar nur drei Streichquartette veröffentlicht hat, nämlich:

Streichquartett Nr. 1 c-Moll op. 51/1 (1873)

Streichquartett Nr. 2 a-Moll op. 51/2 (1873)

Streichquartett Nr. 3 B-Dur op. 67 (1876)

Man beachte, dass diese Musik zum Zeitpunkt des Photos gerade erst ein halbes Jahrhundert alt war, also etwa so nah wie für uns heute die Beatles. Johannes Brahms (1833-1897) starb, als Max Heinrich 14 Jahre alt war.

Mein Reclam Kammermusikführer (9. Auflage von 1980) erläutert, der Komponist habe lange an der Form des Streichquartetts herumprobiert und viele Versuche verworfen, bis er sich endlich entschloss, die beiden Quartette des Opus 51 aus der Hand zu geben.

Das Feilen des Komponisten und Warten der Kundschaft habe sich gelohnt, findet Reclam, denn schon das erste der Quartette „offenbart meisterlich-reife Gestaltungskraft. Kein Zufall, dass es zu den immer wieder bevorzugten Stücken der Quartettvereinigungen gehört.“ Das zweite, obwohl ebenfalls in einer Molltonart, führt „nirgends in jene dunklen Tiefen kämpferischer Leidenschaft wie das c-moll-Werk.“ Das dritte zeigt den Komponisten dann von einer entspannteren, heiteren Seite.

Dazu passende Indizien gibt es auch im Nachlass meines Großvaters Richard, der Max Heinrichs einziges Kind blieb. Unter den etwas durchwachsenen LPs – Dvořák bis Mireille Mathieu – sind auch einige Kammermusik-Werke, darunter Brahms' Streichsextett Nr 1 in B vom Amadeus-Quartett, dem ich nie Beachtung geschenkt hatte, eine Aufnahme von Dvořáks Amerikanischem Quartett zusammen mit Smetanas Quartett Nr 1, und Trios für Piano, Cello und Flöte von Hummel, Weber und Haydn. Die Trios habe ich in den 34 Jahren seit dem Tod meines Großvaters bestimmt tausendmal gehört, und das von Hummel auch zu spielen versucht. Das Amerikanische Quartett ist mir auch wichtig wegen seiner Nähe zu dem berühmteren Cellokonzert und der Symphonie aus der Neuen Welt. Aber den Brahms hatte ich bisher komplett übersehen.

Ein weiteres Indiz: Im Regal meiner Großeltern stand (neben tausenden anderen Büchern, aber an so prominenter Stelle, dass ich es geradezu vor mir sehe): Lieben Sie Brahms? von Françoise Sagan in einer gebundenen Ausgabe, möglicherweise von Bertelsmann. Nur die Noten zu dem Brahms, die sind noch nicht wieder aufgetaucht.

Die Brahms-Quartette hören sich ja schon ziemlich anspruchsvoll an. Ich postuliere deshalb, und aufgrund der Zeugenaussage von Marias Schwester Anna, dass Max Heinrich das Cellospiel nicht erst seit 1920 betrieben hat sondern schon in seiner musikalischen Grundausbildung vor dem Militärdienst. In diesem Fall könnte das Cello schon seit den 1890er Jahren in der Familie sein. Wann und wie es in diesem Falle von Tangermünde nach Elberfeld gelangt ist, wäre ein weiteres Rätsel.

Viel gespielt hat er es auf jeden Fall, denn der Bogen weist eine mehrere Millimeter tiefe Furche auf, wo Max Heinrichs Zeigefinger positioniert war. Wenn ich den Bogen benutze, bewahre ich die Furche für die Nachwelt, indem ich die Bogenhaltung des Kontrabass benutze, die mir sowieso sympathischer ist.

Hausmusik im Familien-oder Freundeskreis war in der Weimarer Republik noch in Mode – im Jahre 1932 wurde der Tag der Heiligen Cäcilia (22. November) zum Tag der Hausmusik erklärt. Dieser Trend geht auf das 19. Jahrhundert zurück, als eine wachsende Mittelschicht ihren kulturellen Status demonstrieren wollte, indem sie Aktivitäten pflegte, die vorher nur an Adelshöfen vorhanden waren, wie etwa die Kammermusik. Von der volkstümlichen Musik grenzte sich die bürgerliche Hausmusik allein durch die Wahl der Instrumente und des klassischen Repertoires ab. Hier gab es Streichquartette, Flöten und Klaviersonaten, während im Wirtshaus das Akkordeon und die Zither erschallten.

An dieser Klassentrennung wuchs im 20. Jahrhundert dann die Kritik, zumal die Repertoirewahl der ambitionierten bürgerlichen Familien nicht immer ihrem musikalischen Niveau angemessen war. Will sagen, in guten Häusern spielte man Beethoven nicht deshalb, weil man die musikalischen Fähigkeiten dafür besaß, sondern um sich von den Volksliedern der Unterschicht abzuheben. Die Kombination von Überheblichkeit und Kompetenzmangel lädt natürlich zum Spott ein. Als Gegenmaßnahme empfahlen manche Kritiker der bürgerlichen Hausmusik interessanterweise eine Rückbesinnung auf die für Amateurmusiker leichter zu erlernenden Werke der Renaissance.

In der Weimarer Republik gab es durchaus Bemühungen, die musikalische Kluft zwischen den Klassen zu überbrücken. Der Pianist, Musikpädagoge und Politiker Leo Kestenberg (1882-1962) arbeitete im preußischen Kultusministerium an einem gesamtheitlichen Konzept, das er 1923 in einer „Denkschrift über die gesamte Musikpflege in Schule und Volk“ zusammenfasste. Er konnte wesentliche Reformen durchsetzen, bevor er Ende 1932 aus dem Amt gedrängt wurde.

Trotz der Aktivität im Quartett konnte Max Heinrich allerdings nicht die Hausmusik als Familientradition etablieren. Richard lernte lediglich die Grundzüge des Blockflötenspiels, obwohl er Musik schätzte. Er war bereits 10, als nach dem Krieg ein normales Familienleben wieder beginnen konnte, da hatte er vielleicht schon andere Ideen der Freizeitgestaltung. Und mit einem Berufsmusiker als Vater kann das ja auch leicht schiefgehen, wenn man den Ansprüchen nicht sofort gerecht wird. Eine Cousine berichtet, Richard habe schief gesungen. Im Krieg, so wird überliefert, habe er bei seiner Einheit Gesangsverbot gehabt. Aber mit frühzeitiger Intervention kann man das Geradesingen ja lernen, solange man Ohren hat, die Töne unterscheiden können. Und die hatte er offenbar, sonst hätte er keine LPs gekauft. (Seine Frau hatte die Antenne für Musik eher nicht, also geht der gesamte musikalische Nachlass meiner Großeltern auf sein Konto.) Außer der genannten Kammermusik habe ich aus seinem Nachlass auch mehrere verschiedene Aufnahmen von Dvořáks Cellokonzert – davon eine die 1950 in der „Musikalische Meisterwerke Serie“ erschienen war (MMS124) und eventuell auch aus Max Heinrichs Besitz stammen könnte, allerdings besaß dieser, soweit wir wissen, nie einen Plattenspieler, und eine, die erst 1977 erschienen ist. Deshalb vermute ich mal, dass ihn die väterlichen Celloklänge seiner Jugend, die später verstummen, doch prägten.

Richard machte im März 1928 an der Oberrealschule Nord in Elberfeld (Humboldtstraße, heute Helmholtz-Realschule) Abitur und begann dann sein Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, zunächst an der Universität Göttingen, die damals mit Stars wie David Hilbert (1862-1943) eine Hochburg der Mathematik war und gerade ein neues Mathematisches Institut baute, das Ende 1929 eröffnet wurde. Ein Jahr später ging er für ein Semester nach Wien und kam anschließend wieder in Heimatnähe, nach Bonn, wo er bis zum Staatsexamen blieb, das er 1933 ablegte.

Ab Januar 1930 geht diese Geschichte offiziell in der neu getauften Stadt Wuppertal weiter, die zum Zeitpunkt ihrer Gründung 415.000 Einwohner hatte. Max Heinrich wurde in diesem Jahr Leiter des städtischen Pfandleihhauses in Wuppertal-Elberfeld und bezog mit Maria und einem Schäferhund eine Dienstwohnung im selben Haus.

Dieser kommunale Service ist ja auch schon lange in Privathand übergegangen, dass ich online keine Spuren des Elberfelder Leihhauses finden kann. Das letzte überlebende kommunale Exemplar steht in Mannheim. Laut seiner Website: „Städtisches Leihamt Mannheim – Anstalt des öffentlichen Rechts / Deutschlands einziges öffentlich-rechtliches Pfandhaus / Vertrauenswürdig seit 1809“.

So ganz vertrauenswürdig war das Elberfelder Pfandleihhaus dann doch nicht, denn es kamen dort Dinge abhanden. Anfang 1933 veranlasste Max Heinrich eine polizeiliche Untersuchung wegen Diebstahls. Schließlich wurde seine Ehefrau Maria beschuldigt, sich verpfändete Gegenstände angeeignet und für sich verbraucht zu haben. In einem Strafverfahren wurde sie verurteilt, obwohl ein Gutachter eine krankhafte Störung festgestellt hatte. Max Heinrich wurde zum Gewerbebesteuernamt versetzt, behielt aber den Rang eines Inspektors.

Ein Cello verstummt

Unterdessen hatte am 30. Januar 1933 mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten eine neue Epoche begonnen. Zwar gab es in Wuppertal Protestkundgebungen gegen die Machtergreifung, doch dann nahmen die Ereignisse im wesentlichen denselben Verlauf wie nahezu überall in Deutschland. Bei den Kommunalwahlen am 12. März erhielt die NSDAP 37 Sitze im Stadtrat und verfehlte nur knapp die absolute Mehrheit. Am 28. März wurden 24 Beamte der Stadtverwaltung aus politischen Gründen zunächst beurlaubt, später aber entlassen. Nach Verabschiedung des „Gesetzes zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 gab es eine weitere Entlassungswelle. Am 1. April 1933 wurden auch in Wuppertal vor dem Barmer Rathaus Bücher „undeutschen Geistes“ verbrannt. Ein Boykott jüdischer Geschäfte wird von SA-Männern durchgesetzt. In der ersten Sitzung des Stadtrats am 4. April werden die Abgeordneten der KPD ausgeschlossen. Damit hat die NSDAP die Mehrheit und delegiert die Entscheidungsgewalt an einen Beschlussausschuss. Knapp sechs Wochen nach der Machtergreifung in Berlin war auch in Wuppertal klar, woher der Wind wehte.

In der Folge der Pfandleihhaus-Affäre zogen Max Heinrich und Maria in eine neue Wohnung in der Gronastraße 35. Diese befand sich nominell in der anderen Hälfte von Wuppertal, in Barmen, war aber tatsächlich nur etwa einen Kilometer von der

Schleswiger Straße und vom Zentrum von Elberfeld entfernt. Das Haus am Südhang des Hardtbergs, mit dem Botanischen Garten im Rücken und dem Blick über das Tal der Wupper ist heute noch schön anzusehen und die Wohnungen darin sind sicher begehrt. Wenn man einige Meter bergab geht und die Wupper überquert kommt man zu der Barmer Allee, die heute nach dem wohl berühmtesten Barmer Friedrich Engels Allee heißt. Falls er nun seinen Dienst im Barmer Rathaus verrichtete, das seit 1929 den Hauptsitz der Wuppertaler Stadtverwaltung darstellte, könnte er mit der Schwebebahn dorthin gefahren sein.

Die Wohnung bestand laut Mietvertrag von 1960 aus drei Zimmern plus Küche und lag im ersten Stock. Enkelin Margarete erinnert sich nur an zwei Zimmer in der Nachkriegszeit. Anfangs habe zusätzlich eine Mansarde dazugehört, wo Richard in der Studentenzeit noch ein Zimmer hatte. Das WC war auf dem Treppenabsatz und wurde von mindestens vier Parteien geteilt. Statt eines Badezimmers gab es nur das städtische Badehaus. Ich nehme mal an, dass die Immobilie in dieser Hinsicht inzwischen modernisiert wurde, auch wenn man ihr das von außen nicht ansieht.

In der Gronastraße blieben sie bis zu Max Heinrichs Tod wohnen. In Mietverträgen von 1954 im Heftchenformat mit ausführlicher Hausordnung („Musizieren und Singen ist von 22 bis 8 Uhr und von 13 bis 15 Uhr nicht gestattet.“) ist als Vermieter ein Herr Goebel in Eisenärzt, Oberbayern genannt.

In der neuen, von den Nationalsozialisten gleichgeschalteten Gesellschaftsordnung glaubte Max Heinrich offenbar, dass er mit dem Strom schwimmen müsse, um nicht zu Schaden zu kommen, zumal er aufgrund der erst vor kurzem geschehenen Kriminalangelegenheit um das Pfandleihhaus angreifbar war. Die folgenden Vorgänge gehen aus seiner Entnazifizierungsakte aus dem Landesarchiv Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf hervor, in der er als „belastet“ eingeordnet wurde.

Im November 1933 trat Max Heinrich dem „Stahlhelm“ (Bund der Frontsoldaten) bei. Diese Organisation galt in der Weimarer Republik als bewaffneter Arm der DNVP und demokratiefeindlich, doch nach der Machtergreifung war sie bald die einzige überlebende Organisation, die nicht direkt dem Netzwerk der NSDAP-Verbände angehörte. Die Unabhängigkeit vom Regime währte aber nicht lange.

Am 1. April 1934 wurde der Stahlhelm in die SA übernommen, damit wurde Max Heinrich Scharführer der SA-Reserve (bis 31.12.1937). „Um nicht irgendwelchen Dienst machen zu müssen betätigte er sich als Cellist“ – berichtete später sein Rechtsanwalt im Entnazifizierungsverfahren.

Bereits ab Mai war er der NS-Volksfürsorge und dem Reichsbund Deutscher Beamter beigetreten. Ab 1935 wurde er dann Mitglied im NS-Reichskriegerbund, Reichskolonialbund, und Reichsluftschutzbund. Er gab nach dem Krieg an, dass der NSDAP Ortsgruppenleiter der NSDAP, ein Herr Voss, in seinem Haus gewohnt habe und ihn gedrängt habe, sich in Parteiorganisationen zu engagieren. Er glaubte, diesem Druck nachgeben zu müssen, wählte aber stets Aktivitäten, die der allgemeinen Wohlfahrt dienten und nicht direkt mit der Ideologie der Partei zusammenhingen. Er glaubte auch, auf diese Weise eine Mitgliedschaft in der NSDAP vermeiden zu können.

Anfang 1937 trat Max Heinrich gemeinsam mit seiner Frau aus der evangelischen Kirche aus, als Religionszugehörigkeit gab er fortan (etwa bei der Volkszählung von 1939) „gottgläubig“ an. Im Entnazifizierungsverfahren gab er als Grund des Austritts an, er habe „kein Interesse an einer Religionsgemeinschaft“ – zu Taufen und Konfirmationen seiner Enkelkinder reiste er dennoch an.

Zeit und Ort des Kirchenaustritts sind problematisch, obwohl dies bei der Klassifizierung und Entnazifizierung nach dem Krieg nicht zur Sprache kam. Im Mai 1934 hatte sich die Synode von Barmen mit der „Barmer Erklärung“ klargestellt, dass Christen dem in Jesus Christus personifizierten Wort Gottes allein und nicht weltlichen Mächten vertrauen und gehorchen sollten, was als Grundlage der „Bekennenden Kirche“ und des protestantischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus interpretiert wurde. Gab es vielleicht – gerade in Wuppertal – Druck auf Angestellte wie Max Heinrich, aus der Kirche auszutreten?

Im Mai 1938 beantragte er auf Druck seiner Vorgesetzten in der Stadtverwaltung die Mitgliedschaft in der NSDAP. Diese wurde auf den 1. Mai 1937 zurückdatiert. Beide Vorgänge waren zu dieser Zeit übliche Verfahrensweisen.

Der zunehmende Druck von parteigläubigen Vorgesetzten brachte auch das Streichquartett zum Verstummen. Einer der Beteiligten war Jude, was vermutlich dem aufmerksamen Herrn Voss im Haus nicht verborgen geblieben war. Vorgesetzte legten Max Heinrich nahe, dass er als guter Beamter des NS-Staats seine Freizeit nicht mit Juden verbringen sollte.

Er soll daraufhin gesagt haben (wohl eher im Familienkreis als zu seinen Vorgesetzten): „Wenn ich nicht spielen kann mit wem ich will, dann spiele ich gar nicht mehr!“ Er packte das Cello in die schmutzig-braune Leinentasche, verstaute es auf der Oberseite des Küchenschanks (diese Art der Lagerung können wir nicht empfehlen!) und spielte nie wieder. Wenn dieser Vorfall 1938 stattfand (denn bis 1937 soll er sich ja bisweilen auch bei der SA als Cellist betätigt haben), dann hat Max Heinrich zwischen den Weltkriegen maximal 19 Jahre lang Cello gespielt.

Dass er nicht in veränderter Besetzung weiterspielte ehrt ihn natürlich. Andererseits finde ich es schockierend, dass er für den Rest seines Lebens verstummte. Er hätte ja für sich allein die Bachschen Cello-Suiten spielen können, die hätten ihn bis zum Ende der Nazizeit auf Trab gehalten. Im Jahre 1927, als die Photos des Quartetts entstanden, spielte Pablo Casals die Suiten bei Konzerten in Düsseldorf und Essen – beide Städte wären von Wuppertal aus leicht mit dem Zug zu erreichen gewesen, aber wir wissen natürlich nicht, ob Max Heinrich hinfuhr, und ob er die Suiten überhaupt kannte, die damals bei weitem nicht so berühmt waren wie heute. Und nach 1945 hätte er wieder spielen können mit wem er wollte.

Noch schockierender ist, dass er nicht darüber sprach – zumindest nicht mit meinem Vater. Dieser hatte seine Großeltern in Wuppertal öfters besucht und war 19 Jahre alt, als Max Heinrich starb. Als bei der Beerdigung ein Cellist auftauchte, um das Ave Maria zu spielen, erfuhr er erst, dass sein Großvater einstmals – vor seiner Geburt – dieses Instrument gespielt hatte. Seine Schwester erinnert sich hingegen, dass der Großvater sein früheres Cellospiel erwähnte, und es bedauerte, dass keiner seiner drei Nachkommen die Tradition fortsetzte.

Das Cello verbrachte also die nächsten zwei Jahrzehnte auf dem Schrank und die Familie wuschelte sich durch und hatte Glück. Das Haus in der Gronauer Straße wurde bei schweren Bombenangriffen auf Wuppertal im Mai 1943 verschont. Sohn Richard, der 1933 in Eile das Staatsexamen gemacht hatte, bevor seine (jüdischen) Professoren aus dem Dienst entfernt wurden, hatte seine zwei Jahre Referendarzeit heimatnah in Barmen und in Düsseldorf absolviert.

Im November 1938 heiratete Richard seine Mitstudentin Ruth Düsselmann (1908-1993), die gleichzeitig mit ihm in Bonn das Staatsexamen in Naturwissenschaften abgelegt hatte. Ihre Eltern und die Großeltern mütterlicherseits waren im Kaiserreich ebenso wie Richards Eltern in Elsass-Lothringen aktiv gewesen. Ihre Geburtsorte, Dieuze und Merlenbach, liegen weniger als zehn Kilometer voneinander entfernt. Ruths Großvater, Christoph Gottlieb Kauer, war ebenso wie Richards Großvater und nahezu in demselben zeitlichen Rahmen bei der Bahn gewesen. Er folgte dem Bau der Nord-Südlinie durch den Elsass und war zuletzt Stationsvorsteher in Adamsweiler, nicht weit von Straßburg. Ruths Mutter, Helene Kauer, war die jüngste von fünf Töchtern des kaiserlichen Stationsvorstehers – deren Geschichte will ich ein andermal erzählen. Allerdings blieben zwei der Schwestern unverheiratet und tauchen in Ruths Biographie wieder auf: Johanna, die das Haus baute, in das meine Großeltern später einzogen, und Kätha, die ihr Leben lang mit einer der Schwestern, mal mit Helene und mal mit Johanna, zusammen lebte und ihr den Haushalt führte.

Helene heiratete 1907 den abenteuerlustigen Kaufmann Julius Düsselmann, der gerade erst mit angeschlagener Gesundheit von einem Einsatz mit der Schutztruppe in Deutsch-Südwest-Afrika (heute Namibia) bei der brutalen und heute vielfach als Völkermord gewerteten Niederschlagung des Herero-Aufstandes zurückgekehrt war. Julius stammte väterlicherseits aus einer Familie von Webern und Textilarbeitern in Krefeld, aber über ihre Mütter aus der Simmerner Familie Imig waren die beiden Vetter und Cousine. Helene versuchte Julius zu zähmen und brachte ihn von Auswanderungsplänen ab, doch sein Leben war dennoch eine Achterbahn von dramatischen Erfolgen und Pleiten.

Als Ruth und Richard Heiratspläne schmiedeten, baute Julius gerade in Königsberg seine eigene Firma auf, die Kleiderfabrik Ostland, ursprünglich eine Filiale der Textilfirma in Rheydt (am Niederrhein, heute Teil von Mönchengladbach, obwohl Rheydt Hbf die Schmach der Eingemeindung überlebt hat), bei der Julius 1932 als Vertreter angefangen hatte. Richard ließ sich deshalb nach der Hochzeit nach Ostpreußen versetzen, und mein Vater, der 1939 in Königsberg geboren wurde, verbrachte die ersten Lebensjahre in der glamourösen Wohnung eines aufstrebenden Fabrikanten, umsorgt von drei Frauen, nämlich seiner Mutter (Ruth), ihrer Mutter (Helene) und ihrer Tante Kätha.

Zur Taufe ihrer Enkelin Margarete reisten Max Heinrich und Maria 1942 nach Königsberg, und Richard hatte ebenfalls Urlaub vom Kriegsdienst, den er überwiegend in relativer Sicherheit als einfacher Gefreiter in Nordnorwegen verbrachte.

Bei diesem Besuch konnten Richard und Julius vom Balkon der Wohnung den ersten, zaghaften Bombenangriff auf Königsberg beobachten. Die Familie verstand, dass es

dort nicht sicher war und Ruth siedelte unter dem Vorwand der Pflege von ihrer Tante Johanna Kauer, die ein Haus in Hahnenbach im Hunsrück gebaut hatte, dorthin über. Ruths Bruder Werner wurde an der Ostfront an seinem 30. Geburtstag getötet, und die Kleiderfabrik Ostland ging natürlich auch verloren, aber ansonsten kam die Familie meines Vaters relativ unbeschadet durch das „tausendjährige Reich“ und den zweiten Weltkrieg.

Zwei Taschenkalender hat uns Max Heinrich hinterlassen für die Jahre 1943 und 1945. Die seltenen Einträge über Ereignisse sind nicht sehr aufschlussreich, aber die Kalender spiegeln sein soziales Umfeld in sehr interessanter Weise. Beim jeweiligen Datum sind die Geburtstage von mehr als 50 Personen vermerkt, in den meisten Fällen mit dem Geburtsjahr und der aktuellen Adresse. Überwiegend Männer, viele aus der Gronastraße und der näheren Umgebung. Ich habe diese Daten systematischen Internetsuchen unterworfen in der Hoffnung, die Mitglieder des Streichquartetts zu finden, aber bisher hat sich kein Hinweis auf musikalische Aktivitäten ergeben.

Auffällig ist hingegen eine Häufung von Unternehmern – es finden sich in den Kalendern die Gründer bzw. Erben von Familienbetrieben, von denen einige bis ins 21. Jahrhundert überlebt haben oder zumindest noch als Markennamen bekannt sind. Da haben wir den Rasenmäher-Fabrikanten Brill, dem Max Heinrich auch nach dem Krieg verbunden bleiben wird. Musikalisch interessant ist der Eintrag Hermann Kluge, geb. 1885. Ein Mann gleichen Namens (dessen Vater?) hatte 1876 die Klavierfabrik Ibach verlassen und sich als Hersteller von Klaviaturen in Barmen selbständig gemacht. Im 20. Jahrhundert etablierte sich die Firma als weltweit führender Hersteller und Zulieferer für den amerikanischen Klavierhersteller Steinway & Sons, der sie letztendlich aufkaufte. Seit 2007 hat Kluge die Produktion von Wuppertal ins benachbarte Remscheid verlagert.

Weiterhin haben wir den Gründer der Zahnradfabrik Hugo Kautz, den Bänderfabrikanten Hackenberg, den Maschinenbauer Blasberg, sowie die Druckerei Baak. Auch die Namen Dürholdt, Homberg und Voß können eventuell mit ortsansässigen Unternehmen in Verbindung gebracht werden. Ein Lehrer und ein nicht näher spezifizierter Doktor sind auch dabei, aber mit den Unternehmern allein könnte Max Heinrich einen ordentlichen Stammtisch füllen. Ganz so fröhlich wird die Runde natürlich 1945 nicht mehr gewesen sein, denn ganze zehn der Geburtstagskontakte von 1943 sind innerhalb von zwei Jahren verloren gegangen.

Die Stille nach dem Krieg

Am 16. April 1945 wurde Wuppertal kampflos von den amerikanischen Truppen eingenommen. Oberbürgermeister Heinz Gebauer übergab die Stadt formell im Rathaus. Am 21. April 1945 kapitulierte der Ruhr-Kessel und Wuppertal kam unter britische Besatzungshoheit. Die Stadt war nach schweren Luftangriffen weitgehend zerstört. Von rund 140.000 Wohnungen waren 55.000 völlig zerstört oder schwer beschädigt, nur rund 50.000 blieben unbeschädigt. Max Heinrich und Maria hatten Glück gehabt, das Haus in der Gronastraße war unversehrt.

Am 4. Mai füllte Max Heinrich einen Fragebogen der Militärregierung über seine Betätigung während der NS-Zeit aus. Am 23. Mai wurde er von der Stadtverwaltung mit Wirkung vom Monatsende seines Amtes enthoben. Am 26. Mai wurde er von der Militärpolizei verhaftet und im Lager Hemer (Sauerland) interniert. Dort gab es während des Kriegs ein großes Kriegsgefangenenlager, das unter der britischen Besatzung als Internierungslager „Camp Roosevelt“ für frühere NS-Amtsträger genutzt wurde. Später wurde Max Heinrich ins Stadthaus Wuppertal verlegt. Aufgrund der Einstufung als „belastet“ durfte er nicht wieder im öffentlichen Dienst arbeiten.

Maria war unterdessen als "reisende Großmutter" im Schwarzhandel aktiv, um sich über Wasser zu halten.

Von 1946 bis 1955 arbeitet Max Heinrich als Buchhalter bei der Rasenmäher-Firma Brill in Wuppertal. Ich vermute, dass ein Herr Robert Brill, Jahrgang 1893, dessen Geburtstag in seinen Taschenkalendern von 1943 und 1945 vermerkt ist, der Inhaber der Firma gewesen sein muss. Seine Enkelin Margarete erinnert sich, dass die Büros der Firma provisorisch in Barmen an der Ecke Lohstraße / Friedrich-Engels-Allee untergebracht waren, und dass Max Heinrich betonte, dass er (obwohl eigentlich schon im Rentenalter) nur wegen seiner guten Freundschaft mit Herrn Brill noch für die Firma arbeite.

Die Firma Brill wurde leider anno 2009 von ihrem Konkurrenten AL-KO geschluckt und deshalb ist aktuell keine Firmengeschichte auffindbar. Sie bestand aber seit ihrer Gründung 1873 mehr als 100 Jahre lang und der Name besteht als Traditionsmarke weiter. Anfang des 20. Jahrhunderts führten die Gebrüder Brill die neomodische Idee des automatischen Rasenmähers in Deutschland ein – obwohl diese bereits seit 1830 in Großbritannien patentiert war. Ein Zitat, das sich in zahlreichen Quellen zur Geschichte des Rasenmähers findet: „Auf der *Internationalen Kunst- und großen Gartenbau-Ausstellung* 1904 in Düsseldorf zeigte die Firma *Gebr. Brill, Fabrik f. Rasenmähaschinen nebst Gartenwerkzeuge, Barmen* mechanische Rasenmäher für ein breites Publikum und warb mit dem Hinweis „in den meisten königl., fürstl. und städtischen Gärten seit über 20 Jahren im Gebrauch“.

Unterdessen ging die Aufarbeitung seiner belasteten Vergangenheit weiter. Im Oktober 1947 ergab eine Vorprüfung an Hand des 1. Fragebogens: „nicht tragbar“. Im Juli 1948 stellte Rechtsanwalt Dr. Fechner, in seinem Auftrag einen Antrag auf Entnazifizierung, mit einer Ergänzung vom 11. Dezember 1948.

Fechner betonte, Max Heinrich sei vor allem auf sozialen Druck in Parteiorganisationen eingetreten und aktiv geworden, habe sich dort dann ausschließlich „auf dem Gebiete der Wohlfahrt“ betätigt. „Die Judenverfolgung und die Einrichtung von Konzentrationslagern hat Gross in ihrer vollen Bedeutung nicht erkannt. Soweit er davon hörte, hat er diese Massnahmen stets mit Entrüstung abgelehnt. Zum Austritt aus der Partei und zur Niederlegung seiner Ämter fehlte ihm mit Rücksicht auf seine Familie der nötige Mut.“

Eine jüdische Mitbürgerin bescheinigt ihm im Mai 1946, dass er ihr „in den Jahren 1940-42 in wohlwollender und grosszügiger Weise in steuerlichen und privaten

Angelegenheiten beigestanden hat. Herr Gross hat mir geholfen, obwohl er wusste, dass ich Jüdin war.“

Der jüdische Kammermusikfreund wird in diesem Zusammenhang leider nicht erwähnt. Wir wissen nicht, ob er den Holocaust überlebte.

Im Januar 1949 erging ein Einreisbescheid des Sonderbeauftragten: Kategorie IV (Belastete). Sanktionen: Politische Sanktionen und Bewegungsbeschränkungen, d.h. regelmäßige Meldepflicht auf dem Polizeiamt. Keine Beschäftigungsbeschränkungen. Die Entnazifizierung war möglicherweise Voraussetzung für Pensionszahlung – was erklären könnte, dass Max Heinrich bis zum Alter von 73 Jahren bei der Firma Brill aktiv blieb.

Der örtliche Entnazifizierungsausschuss überprüfte insgesamt 35.000 Wuppertaler BürgerInnen, von denen 95% als Mitläufer oder Entlastete eingestuft wurden.

In den 50er Jahren normalisierte sich das Leben wieder. Sohn Richard war dank seiner unbelasteten Vergangenheit nach dem Krieg recht schnell in der Lehrerhierarchie aufgestiegen und leitete ab 1950 das Göttenbach-Gymnasium in Idar-Oberstein.

Richards Sohn Jörg verbrachte die Sommerferien 1951 und 1954 bei seinen Großeltern in Barmen. Max Heinrich und Maria reisten zu Familientreffen in Idar-Oberstein anlässlich der Konfirmationen der Enkelkinder 1953 und 1955.

Sie unternahmen auch Urlaubsreisen mit dem befreundeten Ehepaar Tiefenbach in deren VW Käfer. Im Juli 1954 bekamen Max Heinrich und Maria Reisepässe ausgestellt, denen zu entnehmen ist, dass sie dreimal, jeweils im September 1954, 55 und 56, nach Österreich reisten. Beim ersten Mal musste sogar der Umtausch der Reisedevisen, 400 DM gegen 2440 österreichische Schilling, im Pass eingetragen werden.

Heinrich Tiefenbach, Jahrgang 1899, zählt zu den 53 Freunden und Bekannten, deren Geburtstage im Taschenkalender von 1943 eingetragen sind. Bis 1945 waren zehn davon abhanden gekommen. Laut Taschenkalender war Tiefenbachs Adresse in der Gewerbeschulstraße, die heute der Sitz von 25 Firmen ist – aber eine Firma Tiefenbach ist nicht (mehr) dabei.

In den 50er Jahren wohnten die Tiefenbachs auf jeden Fall auch in der Gronastraße, schräg gegenüber von Max Heinrich und Maria. Die Ehepaare trafen sich samstags zum Kartenspielen und Fernsehen (bei Tiefenbachs) und fuhren auch nach Idar-Oberstein gemeinsam mit dem Käfer.

Wenn die Enkelkinder Jörg und Margarete zu Besuch kamen, war die Oma für deren Unterhaltung zuständig. Beide erinnern sich an Kino-Besuche, die in Idar-Oberstein nicht angeboten wurden. In dem riesigen Thalia-Theater in Elberfeld gab es vor dem Film auch noch Variété-Theater komplett mit Akrobaten etc. Jörg erinnerte sich spezifisch an die Sommerferien von 1951, bevor er ins Gymnasium wechselte, und 1955, als die Steher-Weltmeisterschaft in Wuppertal stattfand.

In den 50er Jahren rauchte Max Heinrich unzählige Zigarren – die Enkelkinder zählten 30 an einem Tag. Vielleicht rauchte er schon seit dem Einsatz im ersten Weltkrieg, das wissen wir nicht. Aus dem zweiten Weltkrieg ist überliefert, dass sein Sohn Richard ihm die Zigarett ration überließ, die er als Soldat bekam. Nach dem Krieg schenkten ihm Enkel und andere Verwandte zu besonderen Anlässen eine Fünf-Marks-Zigarre, wenn ihnen sonst nichts einfiel. Sein Arzt versuchte, ihn davon abzubringen, aber er erklärte, wenn er darauf bestehe, „dann wechsele ich zu einem Arzt der selber raucht!“ Erst drei Tage vor seinem Tod soll er aufgehört haben zu rauchen.

Im Februar 1958 verstarb Max Heinrichs Schwester mit 77 Jahren. Er selbst starb am 22. Juli desselben Jahres im Alter von 75 Jahren. Bei der Beisetzung in Wuppertal spielte ein Cellist das Ave Maria.

Im August war Jörg in Wuppertal, sortierte zwei Schuhkartons voll Photos, legte ein Album an, und unternahm mit Maria eine Tagesfahrt zur Weltausstellung in Brüssel.

Im Oktober 1960, nachdem beide Kinder ihr Studium begonnen hatten, zogen Richard und Ruth in das von Ruths Tante Johanna geerbte Haus auf dem Land, in Hahnenbach (heute Verbandsgemeinde Kirn-Land). Für den täglichen Weg zur Schule benötigte Richard nun ein Auto.

Maria feierte im April 1961 ihren 80. Geburtstag in Hahnenbach und wollte gerne dort wohnen bleiben, behielt aber vorerst ihre Wohnung in Wuppertal. Im Sommer unterzog sie sich in Kirn einer Bruchoperation. Im Oktober starb Maria in Wuppertal bei einem Besuch ihrer Wohnung mit ihrer Schwester Anna, offenbar an einem Herzinfarkt.

Möbel und viele persönliche Dokumente und Gegenstände aus der Wuppertaler Wohnung kamen nach Hahnenbach und sind deshalb bis heute erhalten. Max Heinrichs Cello landete auf dem geräumigen Dachboden des Hauses, wo es die nächsten 20 Jahre unter nicht unbedingt Cello-gerechten Bedingungen verbringen musste.

Musiziert wurde in beiden Haushalten nicht mehr, seit das Wuppertaler Streichquartett verstummt war. Meine Tante mütterlicherseits erinnerte sich an ihren Schock als sie erfuhr, dass in der Familie ihres werdenden Schwagers nicht einmal Weihnachtslieder gesungen wurden.

Immerhin unternahm Richard, wie ich erst jetzt erfahren habe, noch einen letzten Versuch und organisierte privaten Blockflötenunterricht für seine Tochter Margarete – bei dem Ehemann einer Lehrerin an seinem Gymnasium. Margarete erinnert sich, dass Richard bei Bedarf auch selbst zur Blockflöte griff, um ihr einen Passage zu demonstrieren, also hatte er immerhin die elementaren Dinge nicht vergessen. Bei der weniger musikalischen Hälfte der Familie machten sich die beiden damit aber nicht beliebt. Margarete musste im Keller üben, und Jörg trug eine lebenslängliche Aversion davon. Er erlitt im Umfeld seines 80. Geburtstags beinahe einen allergischen Schock, als ich in seiner Gegenwart eine Altblockflöte auspackte und meiner Tochter zum Ausprobieren überließ.

Mit der Ausbreitung von Radios und Plattenspielern war natürlich auch die Notwendigkeit entfallen, für musikalische Unterhaltung selbst zu sorgen. Richard hatte einige Schallplatten mit klassischer Musik und nahm auch solch auf Cassetten auf.

Andererseits zogen Marias Nichten in Bruchsal zu derselben Zeit eine ganze Generation von zukünftigen BerufsmusikerInnen heran. Unter den vier Enkelkindern von Marias Halbschwester Anna finden wir eine Cellistin, einen Gambisten und einen Bassposaunisten, sowie, zum Ausgleich auch einen Koch. Wie es zu dieser Häufung kam muss die Wissenschaft noch klären.

Die Stille im Hause meiner Großeltern ist vielleicht den Genen meiner Großmutter Ruth zuzuschreiben, die von der angeheirateten Bruchsaler Musikerverwandtschaft wie von einem exotischen Kuriosum erzählte und gleich hinzufügte, dass einer ihrer Verwandten so unmusikalisch war, dass er im 19. Jahrhundert nicht Lehrer werden durfte.

Konkret ging es um ihren Großonkel Friedrich Kauer, 1849 in Simmern geboren – ein jüngerer Bruder des kaiserlichen Stationsvorstehers Christoph Gottlieb Kauer. Da er partout Lehrer werden wollte und es damals für Lehrer unabdingbar war, mit den Kindern zu singen, spezialisierte er sich auf das im Aufbau befindliche Gebiet der Taubstummenerziehung. Er wurde letztendlich Direktor der 1879-1881 errichteten Taubstummen-Anstalt (Wilhelm-Augusta-Stift) in Wriezen an der Oder. Das Gebäude, das heute der Stadt Wriezen als Rathaus dient, erinnert heute noch an den „forcierten Ausbau des Fürsorgewesens in der Provinz Brandenburg nach der Reichsgründung 1871,“ so eine Website, die sich mit seiner Architektur auseinandersetzt. Dem Fürsorgewesen setzten allerdings die Nationalsozialisten 1934 ein Ende und widmeten das Gebäude zu einer Sportschule um. Gleichzeitig scheinen sie auch die Spuren des Wirkens von Friedrich Kauer ausgelöscht zu haben, zumindest kann ich keine Dokumente dazu finden.

Andererseits finden sich unter Ruths Vorfahren durchaus auch Lehrer an normalen Schulen, sowie Pfarrer – von beiden können wir annehmen, dass sie hinreichend musikalisches Gehör hatten, um sich in ihren Berufen durchzuwursteln. Sophie Weiß, die Mutter unseres Stationsvorstehers Christoph Kauer und des Taubstummenlehrers Friedrich Kauer, war die Tochter des Lehrers Christian Gottlieb Weiß (1782-1867) aus Pferdsfeld im Hunsrück. Dessen Großvater Johannes Weiß (1704-1772) war Pfarrer, die zugehörige Großmutter, Katharina Elisabeth Ebner (1712-1790) Pfarrerstochter – die werden alle brav ihre Weihnachtslieder gesungen haben.

Der Taubstummenlehrer starb 1921, als Ruth erst 12 war und lange bevor ihr Vater nach Königsberg aufbrach, daher glaube ich eher nicht, dass Ruth ihn selbst kennengelernt hat. Dies war wohl eher eine Überlieferung ihrer Tante Johanna, die sehr eifrig den Überblick über die verzweigte Kauer-Verwandtschaft bewahrte und eine handschriftliche Abschrift der Familienchronik der Familie Weiß anfertigte, der wir die Informationen über die genannten Lehrer und Pfarrer verdanken. Ob in den anderen Kauer-Familien auch keine Weihnachtslieder gesungen wurden? Da gibt es noch viel zu erforschen.

